

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### **Frau Dombrowski, in welchem Milieu sind Sie aufgewachsen?**

An sich würde man es als gutbürgerliches Milieu bezeichnen: Mein Vater war Komponist, meine Mutter hatte auf Lehramt studiert. Sie gab das Studium aber auf, um zu heiraten. Ich wurde 1937 geboren, hier in Berlin. 1956 machte ich mein Abitur.



### **Was waren Ihre Interessen in der Jugendzeit? Zeichnete sich damals schon ab, dass Sie sich später mit andern Kulturen beschäftigen würden?**

Meine Zeit als Kind fiel ja in die Jahre des Krieges, das war eine sehr unruhige Phase. Ich weiß nicht mehr genau, wofür ich mich damals interessierte. Rückblickend erinnere ich mich, dass ich in meiner frühen Jugend Mädchenbücher wie »Elli in Südwest« und viel über Island gelesen habe. Das hat mich immer gereizt und ich hatte den starken Wunsch, zu reisen – egal ob es kleinere Ausflüge in den Harz oder später längere Fahrten, zum Beispiel nach Frankreich, waren.

### **Welche Fächer mochten Sie denn in der Schule?**

Also Chemie mochte ich gar nicht. Ansonsten war mein Lieblingsfach in jedem Fall Musik; Deutsch mochte ich ebenfalls recht gern. Auch Geschichte und die Sprachen gefielen mir: Englisch Französisch, Latein. Erdkunde war etwas langweilig; das lag aber nicht am Fach, sondern an dem ständigen Wechsel der Lehrer, sodass es keine Kontinuität im Unterricht gab.

### **Hatten Ihre Eltern eine klare Vorstellung davon, in welche berufliche Richtung Sie gehen sollten – oder ließ man Ihnen diesbezüglich freie Hand?**

Sie ließen uns - meiner Schwester und mir - eigentlich freie Hand, allerdings in einem Rahmen, der finanzierbar war. Ein Studium kam daher nicht in Frage. Ich bin drei Jahre älter als meine Schwester und musste mit meiner Ausbildung fertig sein, bevor sie ihr Abitur ablegte. Also begann ich hier in Berlin eine Sprachausbildung, für Französisch und Spanisch. Für die Zeit danach hatten ein Freund und ich eine Reise nach Ägypten geplant, die ich von den wenigen Ersparnissen aus meiner ersten Anstellung als Fremdsprachenstenotypistin finanzierte. Für ein knappes Vierteljahr waren wir dann dort, im Jahr 1961. Ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt, es war meine erste größere Auslandsreise. Aus ihr resultierte der Anfang meiner Prägung auf den Orient.

### **Hatte diese Reise denn etwas mit Ihrer Ausbildung zu tun?**

Nein, gar nicht. Wir fuhren da aus reinem Interesse hin und hatten uns komischerweise sehr auf die altägyptischen Götter und Tempel vorbereitet. Erst vor Ort fiel uns auf, dass wir in einem arabischen Land der Gegenwart waren und fanden das genauso interessant.

### **Wie reisten Sie damals?**

Mit dem Zug fuhren wir bis nach Piräus oder Athen, von dort ging es mit dem Schiff nach Alexandria, und schließlich bis nach Kairo, wieder mit dem Zug. Dort hatten wir etliche Kontaktadressen. Bereits vom Schiff holte uns ein Kommilitone meines Freundes ab, er war Ägypter und betreute uns quasi auch ein bisschen. Auf diese Weise lernten wir etliche Leute kennen – doch zunächst reisten wir erstmal nach Oberägypten, um uns all das anzusehen, worauf wir uns vorbereitet hatten.

### **Können Sie Ihre ersten Eindrücke von dem Land schildern?**

Es war verwirrend. Wir wurden jedoch von der Familie des Kommilitonen sehr freundlich aufgenommen, das hat vieles erleichtert. Wir mussten manchmal sogar ein bisschen aufpassen, dass sie uns nicht zu sehr in Beschlag nahmen. Die Reise nach Oberägypten war auch wirklich schön. Nach unserer Rückkehr nach Kairo lernten wir eine sehr nette Deutsche im Alter meiner Mutter kennen, die mit einem Ägypter verheiratet war. Sie erzählte uns viel vom modernen Ägypten und gab uns hilfreiche Hinweise, gemeinsam machten wir auch viele Unternehmungen. Diese Freundschaft hielt bis zu ihrem Tod.

### **War diese Reise für Sie auch ein Impuls dafür, sich beruflich umzuorientieren?**

Ja. Ursprünglich wollte ich Archäologin werden, auch schon mal in Kindertagen. Ich habe einen Schulaufsatz mit dem Titel »Was will ich mal werden?« gefunden, in dem ich bereits dieses Ziel nannte. Doch, so dachte ich, als Archäologin muss man viel ins Ausland reisen, das konnte man als Frau ja nicht. Also dachte ich - etwas enttäuscht - daran, Lehrerin zu werden. Das war quasi der Notnagel. In Ägypten sah ich dann auch Ausgrabungsstätten und Archäologen bei ihrer Tätigkeit und wusste: Das ist nichts für mich – kleine Bröckchen zu beschriften und nebeneinander zu legen, das fand ich gar nicht reizvoll. Dieser Eindruck war sicherlich der Hintergrund dafür, dass ich später die Ethnologie entdeckte und mich eher für lebende oder gerade erst ausgestorbene Völker zu interessieren begann.

### **Arbeiteten Sie nach der Rückkehr wieder als Stenotypistin auf Ihrer früheren Stelle?**

Nein, diese Stelle hatte ich für die Reise aufgegeben. Für die Zeit nach Ägypten hatte ich mir - auch um das ein bisschen zu rechtfertigen - vorgenommen, noch einmal ins Ausland zu gehen, um eine der von mir erlernten Sprachen zu perfektionieren. Die Wahl fiel auf Spanien, und so kam ich als Au Pair für ein halbes Jahr zu einer Familie nach Madrid. Im Sommer waren wir auch gemeinsam auf ihrer Finca und im Herbst belegte ich an der Uni einen Kurs in spanischer Kultur. Am Ende bekam ich ein großes Diplom ausgehändigt. Von Madrid aus hatte ich mich bereits bei der Deutschen Stiftung für Entwicklungshilfe beworben. Die DSE nahm mich auch an und für knapp fünf Jahre arbeitete ich dann als Übersetzerin in deren Zentrale in Berlin-Tegel.

### **Wäre es für Sie damals auch in Frage gekommen, als Mitarbeiterin der DSE ins Ausland zu gehen?**

Das weiß ich gar nicht so genau. Ich glaube, im Ausland arbeiteten nur die höheren Angestellten der DSE, also zum Beispiel die Abteilungsleiter. Auf meiner Ebene kam das eigentlich nicht in Frage.

### **1966 begannen Sie dann Ihr Studium – wie kam es dazu?**

Ich hatte nach den fünf Jahren bei der DSE das Gefühl, die interessanten Seiten der Übersetzungstätigkeit ausgeschöpft zu haben. Das reichte mir nicht mehr. Ich ging auf die dreißig zu, hatte keine Familiengründung in Planung und wollte noch etwas Neues machen. Parallel zur Arbeit als Übersetzerin hatte ich mein großes Latinum gemacht, das brauchte man, um promovieren zu können. Im Wintersemester 1966 begann ich schließlich mein Studium der Ethnologie, an der Freien Universität in Berlin.

### **Soweit ich weiß, haben Sie ja eine ganze Palette von Fächern studiert: Soziologie, Hispanistik, Vergleichende Musikwissenschaft.**

Ja, genau. Ethnologie belegte ich im Hauptfach, Soziologie zunächst im Nebenfach. Spanisch war mein zweites Nebenfach. Das war für mich natürlich leichter, denn da hatte ich ja schon sehr gute Kenntnisse. Die Soziologie gab ich jedoch bald auf, weil ich in diese wirre Zeit der '68er rutschte und mich dauernd vor verrammelten Hörsälen wiederfand, in denen Protestdemonstrationen abgehalten wurden. Ich musste sehen, dass ich relativ schnell fertig wurde, da ich im Verhältnis zu den anderen Studierenden ja schon etwas älter war. Anstelle der Soziologie besuchte ich dann einen Kurs der Musikethnologie; das lag mir sehr und ich fand große Freude daran. So belegte ich also die Ethnologie, die Musikethnologie und Spanisch – das waren auch meine Prüfungsfächer. Physische Anthropologie hörte ich auch mal, bei Professor Büchi. Das war recht historisch und evolutionsbiologisch ausgerichtet. Doch mein Hauptfach war von Anfang an die Ethnologie.

### **Wodurch wurde es Ihre erste Wahl?**

Natürlich schon durch das Interesse an fremden Völkern. Hinzu kam, dass mein damaliger Verlobter Soziologie studierte, was mich auch ein bisschen beeinflusste. Durch ihn bekam ich davon eine ganze Menge mit, das war

eigentlich eine ideale Kombination. Bei der Ethnologie dachte ich vom ersten Moment an, dass sie genau das Richtige für mich sei. Übrigens besuchte ich auch Veranstaltungen bei der Altamerikanistik, schon während meiner Tätigkeit als Übersetzerin ging ich dort jeden Samstagvormittag als Gasthörerin hin. Beim Studium belegte ich es dann nicht mehr, wahrscheinlich interessierten mich die anderen Fächer mehr.

### **In der Altamerikanistik lehrte damals Gerdt Kutscher, nicht wahr?**

Ja. Er war ein etwas eigenartiger Mensch. Der Unterricht war eigentlich recht munter, man merkte, dass Kutscher sehr erfüllt war von dem, was er vermittelte. Er lehrte unter anderem Aztekisch. Das fand ich jedoch langweilig und hatte kein Interesse daran, diese Sprache zu lernen. Trotzdem bekam ich da eine Menge über Altamerika mit: Es war ein bisschen kunsthistorisch ausgerichtet, das fand ich spannend. Gelegentlich lud Kutscher die Studenten - wir waren ja nicht viele - zu sich nach Hause ein, wo es Kaffee und Kuchen oder ein Glas Wein gab. Seine Mutter war schon sehr alt, sie thronte über der Runde und hatte etwas sehr Majestätisches an sich.

### **Letztendlich entschieden Sie sich aber doch für die Ethnologie – warum?**

Nun, um es vorsichtig zu sagen: Aufgrund der Kombination von Theorie und Praxis. Zum einen kann man bei der Feldforschung wirklich Kontakt zu Menschen und anderen Kulturen herstellen, zum anderen gibt es die verschiedenen theoretischen Ansätze. Das finde ich auch heute noch interessant, obwohl ich nach meiner Promotion den Kontakt zur Theorie etwas verloren habe, da ich mit meiner Tätigkeit am Museum voll ausgefüllt war. Das fehlte mir ein wenig, aber nicht allzu sehr. Es gab dann auch kaum noch Möglichkeiten, sich weiter in die Theorie zu vertiefen. Die Kollegen am Museum hatten alle ihre Museumsprobleme und mit der Universität hatte ich nach der Promotion keinen weiteren Kontakt.

### **Als Sie 1966 mit dem Studium begannen, wer waren da die Lehrenden am Institut für Ethnologie?**

Es gab Frau Westphal-Hellbusch und Herrn Rudolph, außerdem erinnere ich mich an Reinhard Goll. Letzterer war Assistent, doch ich glaube, dass er nur eine Lehrveranstaltung anbot. Er war oft krank, seine Kurse fielen regelmäßig aus, und so hörte ich kaum bei ihm. Die Museumsleute hielten Vorlesungen und machten Übungen zu ihren jeweiligen Spezialfächern. Das war sehr interessant und auf diese Weise kam ich sehr früh in Kontakt mit dem Museum für Völkerkunde. Dort machte ich dann auch diverse Praktika und lernte dabei die verschiedenen Personen näher kennen. Für ein oder zwei Semester war auch Lorenz Löffler in Berlin und hielt Vorlesungen.

### **Welche Themen wurden damals in der Lehre geboten?**

Ich habe lange nach meinen alten Unterlagen gesucht und sie schließlich auch gefunden: Also, zum einen hörte ich über mehrere Semester zur »Geschichte der Ethnologie«. Dann nahm ich an der »Einführung in die Soziologie« teil und belegte Kurse bei der Hispanistik. Außerdem besuchte ich Veranstaltungen bei Nevermann und Heinz Kelm. Kutscher bot »Neuere Forschungen« an, Krieger machte »Die Völker Afrikas«. Rudolph las »Vorinkaische Kulturen« und veranstaltete zudem den Kurs »Der kulturelle Relativismus«. Letzteres Thema interessierte mich sehr. Schon immer hatte ich gefunden, dass alles seine zwei oder mehr Seiten hat. Ich erinnere mich an Streitgespräche mit Freundinnen oder meiner Mutter, die immer meinten, man müsse doch einen Standpunkt haben: Ich erwiderte, dass man aber auch die andere Seite sehen müsse, und von daher fand ich den Relativismus dann spannend.

### **Waren auch andere Lehrveranstaltungen vom Relativismus geprägt?**

Die Soziologie unter Claessens sicherlich, er interessierte sich auch sehr für die Ethnologie. Im Detail kann ich Ihre Frage aber nicht beantworten, dafür ist es zu lange her. Frau Westphal-Hellbusch drückte sich eigentlich immer sehr trocken aus, man musste erst durch Diskussionen etwas näher an sie herankommen, um ihre persönliche Meinung zu hören. Ansonsten referierte sie und war stets sehr genau vorbereitet. Später lernte ich sie besser kennen, sie wurde ja meine Doktormutter. Nach der Promotion hatten wir ein beinahe freundschaftliches Verhältnis. Sie ging dann aus Berlin weg und ich besuchte sie mit meinem späteren Mann noch ein paar Mal.

### **Als Sie Ihr Studium 1966 begannen, war Wolfgang Rudolph da noch Assistent?**

Ja, ich glaube mich zu erinnern, dass er zunächst noch Assistent war und dann eine Stufe aufstieg, zum Professor. Einen Lehrstuhl hatte er jedoch nicht, dieser wurde von Frau Westphal-Hellbusch besetzt. Als sie wegging, begannen

unruhige Zeiten. Ich weiß gar nicht, ob dann irgendjemand den Lehrstuhl innehatte. Rudolph war für mich damals der Wichtigste, doch ab 1972 gab es auch noch Lawrence Krader, der ebenfalls eine Position am Institut ausfüllte. Insgesamt war die ganze Sache ziemlich gespalten.

### **Wie muss man sich Rudolph als Menschen vorstellen?**

Er war ein sehr energischer Mensch und konnte auch explodieren, vor allem in dieser unruhigen Phase – da wurde er manchmal sehr laut. Er war eine Art freundlicher Autoritärer; man konnte durchaus in sein Zimmer gehen und ihn um etwas bitten oder etwas fragen, da war er sehr zugänglich. Sein Wissen vermittelte er meist in Vorlesungen, die ebenfalls sehr gut vorbereitet waren. Es war natürlich nicht sonderlich lebendig, wenn einer vorne stand und las. Ich glaube jedoch, dass er mich im Fachlichen beinahe mehr beeinflusst hat als Frau Westphal-Hellbusch.

### **Inwiefern?**

Nun, ich hatte so ein bisschen die Neigung zum Theoretischen, das kann man auch an meiner Dissertation sehen. Es gefiel mir, dass Rudolph nicht nur referierte. Frau Westphal-Hellbusch las ja durchaus auch über die verschiedenen Theorieschulen und Methoden, sie baute das historisch auf, jedoch *sine ira et studio*. Bei Rudolph stieß ich immer wieder auf den Relativismus, während seine Systematische Anthropologie erst nach meiner Studienzeit kam. Diese hatte er gemeinsam mit Peter Tschohl ausgearbeitet. Ich las seine Ausführungen dazu auch mit Interesse, allerdings war das schon während des Übergangs zu meiner Museumszeit.

### **Gerade die Systematische Anthropologie hat ja mit dem Relativismus nicht viel gemein, da scheint bei Rudolph also eine Veränderung stattgefunden zu haben.**

Zumindest während meiner Studienzeit stand er hinter dem relativistischen Ansatz, auch in seiner Dissertation (»Das Problem der Kulturellen Werte in den Arbeiten der neueren amerikanischen Ethnologie«, 1958) und in seiner Habilschrift<sup>1</sup> war das enthalten. Seine späteren theoretischen Überlegungen scheinen ein bisschen durch die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Theorien beeinflusst zu sein, er war ja auch sehr an der Psychologie interessiert. Wenn man dann noch eine Stufe tiefer geht, kommt man eigentlich zu so etwas wie der Systematischen Anthropologie.

### **Was vermittelte er Ihnen damals in Bezug auf die Methodik der Feldforschung?**

Wie auch Frau Westphal-Hellbusch war er der Auffassung, dass die Ethnologie auf der Feldforschung aufbauen muss. Er selbst war mehrfach bei den Kurden gewesen, allerdings nur dort. Dennoch propagierte er, dass die Ethnologie empirisch auf der Feldforschung basieren sollte. Während seiner eigenen Forschungen ging es ihm - wie auch Frau Westphal-Hellbusch im Irak - aber vor allem erst einmal darum, in die lokalen Sachverhalte der jeweiligen Gesellschaft hineinzukommen und sie nachzuvollziehen. Ich erinnere mich leider nicht genau, ob er auch eine Übung oder eine Vorlesung zu den Kurden machte, aber in den Gesprächen tauchte es natürlich auf. Er schöpfte aus seinen Erfahrungen in dieser Region.

### **Boten er und Frau Westphal-Hellbusch auch konkrete Übungen zur Methodik an, etwa auf Exkursionen?**

Davon weiß ich persönlich nichts. Sollte es so etwas gegeben haben, hätte ich auch gar nicht daran teilnehmen können, da ich neben dem Studium auch immer noch meinen Lebensunterhalt verdienen musste. Ich hätte einfach nicht für längere Zeit wegfahren können. Es kann jedoch sein, dass es solche Kurse gab oder sie zumindest in Planung waren. Damals ging ja viel durcheinander. Frau Westphal-Hellbusch hatte zum Beispiel auch vor, das Institut regional auf den Nahen und Mittleren Osten zu spezialisieren, es gab zudem Pläne für eine Außenstation in Indien oder Südasien. Doch dazu kam es nie.

### **Können Sie ein wenig erläutern, worin sich diese unruhigen Zeiten am Institut äußerten?**

Als Frau Westphal-Hellbusch 1968/69 von ihrer Feldforschung aus Indien nach Berlin zurückkehrte, erlebte sie Schockierendes: Es gab Unruhen am Institut, es wurde nur gemosert, so nach dem Motto: »Was die uns beibringen

---

<sup>1</sup> Wolfgang Rudolph, Der kulturelle Relativismus. Kritische Analyse einer Grundsatzfragen-Diskussion in der amerikanischen Ethnologie, Duncker & Humblot, Berlin, 1968.

wollen, können wir auch in Büchern nachlesen.« Die Studenten blieben den Seminaren und Vorlesungen fern, ständig fiel etwas aus oder es wurden lange Diskussionen angefangen. Daraufhin ist Frau Westphal-Hellbusch ziemlich schnell gegangen; ab Ende 1970 arbeitete sie am Museum. Es war wirklich unerfreulich. Ein wenig fühlte ich mich auch betroffen, denn ich arbeitete damals als studentische Hilfskraft am Institut und stand daher auf der anderen Seite. Ich hatte überhaupt nichts mit diesen Bestrebungen gemein, eine neue Welt aufzubauen oder das System zu stürzen. So geriet ich auch etwas unter Beschuss. Mir kam das alles aber ehrlich gesagt ein bisschen kindisch vor: Irgendwas hatten sie dann immer gelesen und wollten darüber debattieren, es gab endlose Versammlungen, die ich auch besuchte und mir alles anhörte. Eine Kommilitonin sagte damals zu mir, diese Leute seien absolut humorlos, und manchmal ging es sogar ins Weinerliche. Da bemerkte man auch schon etwas den Altersunterschied, wenngleich ich auch zehn Jahre früher da bestimmt nicht mitgemacht hätte. Mein Hintergrund war viel zu anders, um jetzt den Sturz des Systems einzufordern.

### **Was waren denn Ihre Aufgaben als studentische Hilfskraft?**

Ich arbeitete in der Bibliothek und hatte vor allem mit Frau Mein, der Sekretärin, zu tun. Sie nahm die vom Institut bestellten Bücher entgegen und bezahlte sie, ich war fürs Einordnen zuständig. Ich erstellte die Karteikarten und beklebte jedes Exemplar mit seiner Signatur.

### **Promoviert haben Sie ja 1975, mit einem eher sozialwissenschaftlichen Thema<sup>2</sup>.**

Ja, das ergab sich folgendermaßen: Während des Studiums hatte ich mal ein Referat über den Strukturalismus gehalten, auf den ich über die Linguistik gestoßen war. Das Thema hat mich dann so sehr gebannt, dass ich gern mehr dazu arbeiten wollte. Doch man sagte mir, ich solle vorsichtig damit sein, denn bis ich bei meiner Promotion angekommen sei, wäre das Thema so en vogue, dass es schon von jemand anderem bearbeitet worden sei. Da ich gut Französisch und Englisch sprach, legte man mir nahe, französische und englische Ethnologie zu vergleichen. Und da ich langsam lese und alles immer ganz genau wissen will, blieb ich eigentlich bei Durkheim stehen. Da ergab sich Radcliffe-Brown zum Vergleich aus dem englischen Bereich fast von alleine. Also habe ich diese beiden Autoren bearbeitet.

### **Wer machte Ihnen damals diesen Vorschlag?**

Das ging vor allem von Rudolph aus, Frau Westphal-Hellbusch war zu der Zeit auf Feldforschung. Ich erwähnte Rudolph gegenüber meine Idee, zum Strukturalismus zu arbeiten, doch er riet mir, wie gesagt, davon ab. Damals stand er in Verhandlungen mit anderen Instituten und war im Begriff, aus Berlin wegzugehen. Daher bat ich dann Frau Westphal-Hellbusch, mich trotz der Theorielastigkeit meines Themas zu betreuen. Eigentlich wollte sie ja alles loswerden, was mit dem Institut zusammenhing, um sich fortan voll auf ihre Arbeit am Museum konzentrieren zu können. Sie kam jedoch meiner Bitte nach und nahm mich als Doktorandin an, obwohl ihr meine Arbeit inhaltlich sehr fremd war. Einmal brachte ich ihr ein Kapitel und hatte furchtbare Angst davor, dass sie es unmöglich finden würde. Doch sie las es durch und meinte zu mir, ich solle so weitermachen. Als ich die Arbeit dann fertig hatte und ihr gab, erzählte sie mir kurz darauf, dass sie alles in einer Nacht gelesen hätte, weil es so spannend gewesen sei. Darüber habe ich mich natürlich sehr gefreut und ich fühlte mich von meinen Befürchtungen befreit.

### **Warum wählten Sie eine so theoriebezogene Arbeit und nicht beispielsweise ein regionales Thema?**

Ich wollte an meine Grenzen gehen: Bis wohin reicht mein Denken, wie weit kann ich es schaffen? Das wollte ich ausloten.

### **Sie erwähnten vorhin auch die Museumsübungen während Ihres Studiums. Wie muss man sich die damalige Zusammenarbeit zwischen Museum und Institut vorstellen? Was wurde gelehrt?**

Es wurden vor allem regionale Themen vermittelt. Bei einer meiner ersten Museumsübungen holte Frau Menzel uns ins Museum und erzählte etwas über die dortige Arbeit. Ich erinnere mich noch, wie wir an einem Tisch saßen und Objekte inventarisierten. Die anderen Museumsleute hielten auch Vorlesungen am Institut und während der unruhigen Zeiten holten sie uns dann ins Museum, wo sie über ihre jeweiligen Fachgebiete lasen: Südsee, Nordamerika, Südamerika.

### **Wie liefen denn die Übungen zur Inventarisierung ab?**

---

<sup>2</sup> Gisela Dombrowski, Sozialwissenschaft und Gesellschaft bei Durkheim und Radcliffe-Brown, Duncker & Humblot, Berlin, 1976.

Ich weiß noch, wie ich vor einem großen Kasten voller Perlen stand, die alle noch keine Nummer hatten. Frau Menzel brachte zudem Objekte von ihren eigenen Feldforschungen mit, diese mussten in einen Katalog eingetragen werden. Ich traute mich nicht, die Stücke zu beschriften, also versah ich sie mit kleinen Zettelchen, auf denen die jeweilige Nummer stand. Die genauere Zuordnung nahm Frau Menzel dann selbst vor, fertigte dicke Kataloge über Afrika an und schrieb auch dazu.

Ich erinnere mich auch noch an meine erste Übung, bei Heinz Kelm. Er veranstaltete sie am Institut, zu den Sirionó. Es wurden mehrere kleine Referate verteilt und ich sollte über eine bestimmte Netzart vortragen. Ich habe dann zu Hause lange rumprobiert und das Modell mit Bindfäden auf einer Pappe nachgebildet, was mir viel Spaß brachte.

### **Bezog auch Frau Westphal-Hellbusch die materielle Kultur in ihren Unterricht mit ein, oder spielte das kaum eine Rolle?**

In ihrem Unterricht fand man das weniger, obwohl sie an der materiellen Kultur sehr interessiert war.

### **Wie viele Kommilitonen hatten Sie denn damals?**

Das war ein sehr kleiner Kreis. Einen großen Teil der Personen, die mir in der Ethnologie begegneten, kannte ich schon von der Altamerikanistik. Insgesamt - also Hauptfächler und Nebenfächler - waren wir vielleicht fünfzehn Studenten. Auch das Institut war in einem recht kleinen Haus untergebracht. Erst im Zuge der '68er-Zeit interessierten sich plötzlich sehr viele Studenten für die Ethnologie, da wurde es dann richtig voll. Die Räume waren immer überfüllt, wobei ich jetzt keine konkreten Zahlen nennen kann – vielleicht im Schnitt so dreißig bis vierzig Personen. Das war schon eine Veränderung.

### **Was mich auch interessiert: Wie kamen Sie zu Ihrer regionalen Ausrichtung?**

Das Institut war durch Herrn Rudolph und Frau Westphal-Hellbusch regional ja schon auf den Vorderen Orient ausgerichtet. Bei der Musikethnologie hatte Professor Reinhard hauptsächlich in der Türkei geforscht und lehrte auch dazu. Außerdem beschäftigte er sich mit indischer Musik. Als ich später ans Museum kam, durch die Vermittlung von Frau Westphal-Hellbusch, war ich als Volontärin zunächst in der Abteilung Westasien tätig. An diesem regionalen Schwerpunkt blieb ich dran, und als Frau Westphal-Hellbusch aus gesundheitlichen Gründen ein Jahr später in den Ruhestand ging, bewarb ich mich auf die frei gewordene Stelle. Außer mir gab es nur noch eine Person, die sich ebenfalls bewarb, und ich hatte das Glück, angenommen zu werden. Das war 1976.

### **Wie wirkte denn Frau Westphal-Hellbusch in Ihren verschiedenen Phasen - als Studentin, als Doktorandin, als Museumsmitarbeiterin - jeweils auf Sie?**

In meinem Nachruf »Sigrid Westphal-Hellbusch, 1915-1984«<sup>3</sup> kann man sehr viel über ihre Person erfahren. Zunächst einmal war sie ja immer ein bisschen distanziert, man hatte sehr viel Respekt vor ihr und wusste nicht so recht, was man von ihr erwarten könne. Im Laufe der Zeit wurde unser Verhältnis aber immer lockerer, das war schon während meiner Dissertationsphase zu bemerken. Danach holte sie mich, wie gesagt, ans Museum, da herrschte eigentlich schon eine sehr entspannte und beinahe kameradschaftliche Atmosphäre zwischen uns.

Von der Gestalt her war sie anfangs eine eher zierliche Person, mit dunkler Haar- und Augenfarbe und einem dunklen Teint; in jungen Jahren hätte man sie leicht für eine Inderin halten können. Als ich sie kennen lernte, war sie schon nicht mehr so zierlich. Sie war sehr energisch, aber nicht extrovertiert. Zudem machte sie Handarbeiten, interessierte sich für Musik und spielte sehr gut Geige – ihr Mann spielte wunderbar Klavier. Doch das waren so Details, die im täglichen Beisammensein mit ihr gar nicht vorkamen, man bemerkte sie erst, wenn man persönlich mir ihr zu tun hatte.

### **Meines Wissens war sie auch die erste Frau, die in Deutschland einen Lehrstuhl für Ethnologie erhielt. Können Sie etwas über ihren Weg zur Professur sagen?**

Erst war sie ja an der Humboldt-Universität und hatte dort wohl auch schon eine Professur. Studiert hatte sie bei Thurnwald, der nach dem Krieg recht bald in den Westteil der Stadt ging. Das Institut befand sich zunächst in seinem Haus. Er hatte jedoch keinen Lehrstuhl. Sie folgte ihm, damals hatte man die FU schon gegründet. Sie war zunächst Mitarbeiterin mit Lehrbefugnis und ganz langsam wurde dann ein Lehrstuhl für Ethnologie eingerichtet. Das geschah relativ spät, doch schließlich hatte sie wieder eine Professur.

---

<sup>3</sup> in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 111, 1986.

**Erwähnte sie Thurnwald den Studenten gegenüber? Sicherlich war sie auch inhaltlich von ihm geprägt.**

Ja sicher, aber ich weiß nicht, was sie uns über ihn erzählt haben könnte. Seine Texte wurden hin und wieder angeführt, doch ich glaube, dass man von uns eigentlich nicht erwartete, dass wir sie lasen.

**Lerntem Sie denn während des Studiums auch andere theoretische Ausrichtungen kennen, etwa die Kulturmorphologie oder die Kulturhistorie?**

Das wurde in den mehrsemestrigen Vorlesungen zu den verschiedenen Schulen und Methoden abgehandelt, zu denen es auch Übungen oder Seminare gab.

**Spielten denn Mühlmann, der ja auch ein Schüler Thurnwalds war, und seine ethnozoologische Ausrichtung irgendeine Rolle?**

Ganz zu Beginn des Studiums habe ich ein theoretisches Werk<sup>4</sup> von ihm gelesen. Ich fand es sehr faszinierend.

**Wo verortete sich Frau Westphal-Hellbusch in den Konstellationen der drei Ethnologen Baumann, Mühlmann und Jensen. Gab es da irgendwelche Präferenzen – zum Beispiel bei der Frage, wen man für Vorträge nach Berlin einlud?**

Bei den Einladungen spielte auch der finanzielle Aspekt eine Rolle, die Anreisenden hätten die Kosten selbst tragen müssen. Abgesehen davon kann ich mir vorstellen, dass Frau Westphal-Hellbusch mit Baumann nicht viel anfangen konnte. An ihre genauen Standpunkte kann ich mich aber nicht erinnern, das ist alles ja sehr lange her.

**Wurden Sie in Ihren Studienjahren schon angehalten, Tagungen der DGV zu besuchen?**

Das war eigentlich klar, weil auch die anderen - sofern es ihnen möglich war - dort hingingen. Als ich mit dem Studium begann, hatte gerade die Tagung in Wien stattgefunden; eine Kommilitonin sprach sehr begeistert darüber. Die Tagung zwei Jahre später wurde 1967 in St. Augustin ausgerichtet, ich nahm jedoch nicht daran teil. 1969 war ich dann in Göttingen dabei, aber diese Tagung war ja ein völliger Schuss in den Ofen, weil es vielen Teilnehmern nur um den Krawall ging.

**Wie verlief diese Tagung denn aus Ihrer Sicht?**

Nun, die Versammlungen waren voller Studenten, die lautstark protestierten. Einmal schickte mich der damalige Vorsitzende der DGV, Erhard Schlesier, nach draußen, um etwas zu holen. So stand ich dann plötzlich im leeren Institut, während im Tagungsraum der Lärm tobte. Ich weiß noch, wie alle mit erhobener Faust schrieten, es war wirklich der reinste Tumult.

**Hatten Sie den Eindruck, dass es den protestierenden Studenten um inhaltliche Fragen ging – oder war es eine bloße Antihaltung?**

Meines Erachtens war es reiner Protest: Alles, was Establishment zu sein schien, galt als verachtenswert und sollte möglichst abgeschafft werden. Wobei ich mich frage, was sie anstelle dessen aufbauen wollten – ich weiß es nicht.

**Von vielen Teilnehmern erfuhr ich, dass sich der Konflikt vor allem an der Frage nach der Ermordung indigener Gruppen in Brasilien entzündete – und an der Stellungnahme der Ethnologen dazu.**

Zumindest von Frau Westphal-Hellbusch kann ich sagen, dass sie sich der politischen Situation in den von ihr erforschten Gebieten durchaus bewusst war. Sie nahm das genau wahr und sagte, dass es eben schwierig sei: Einerseits habe man einen Standpunkt, andererseits müsse man auch ein bisschen lavieren, um weiterhin vor Ort bleiben zu können. Das hat sie sehr deutlich ausgesprochen.

---

<sup>4</sup> W.E. Mühlmann, Methodik der Völkerkunde, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, 1938.

**Um noch einmal kurz auf Frau Westphal-Hellbusch zurück zu kommen: In Ihrem Nachruf erwähnen Sie, dass auch ihr Mann, Heinz Westphal, sehr wichtig für sie und ihre Forschungen war.**

Ja. Zunächst einmal ist es sehr bewundernswert, dass er sich immer freistellen lassen konnte, um seine Frau auf den Forschungen zu begleiten. Außerdem war er ein ausgesprochen guter Fotograf, der bei den Reisen die ganzen Bilder schoss, während sie das Tagebuch schrieb. Dabei wird sie ihn natürlich auch immer nach seiner Meinung zu den verschiedenen Begebenheiten gefragt haben, er war also ein wirklich wichtiger Begleiter. Auch war er ein sehr souveräner Mann, den es nicht störte, dass seine Frau Karriere machte. Vielmehr freute es ihn, dass er mitfahren konnte, denn die Forschungen haben ihm ja auch viel Freude gemacht. Und für seine Frau war es zweifelsohne eine Erleichterung, ihn dabei zu haben, zumal sie in einem arabischen Land reiste.

**Hatte Frau Westphal-Hellbusch denn manchmal auch Assistenten mit im Feld?**

Nein, ich glaube nicht. Die größeren Forschungen bestritt sie stets mit ihrem Mann. Ich bin mir jedoch nicht sicher, ob sie auch mal eine Exkursion mit Studierenden und Kollegen gemacht hat.

**Rudolph forschte ja zu den Kurden, Frau Westphal-Hellbusch in Anatolien und im Irak. Haben sich die beiden aufgrund der ähnlichen regionalen Schwerpunkte in Ihrer Forschung gegenseitig beeinflusst?**

Davon weiß ich nichts und kann das daher nicht beantworten. Auf jeden Fall war Rudolph ja zunächst Schüler von Frau Westphal-Hellbusch, insofern wird sie schon einen gewissen Einfluss auf ihn gehabt haben. Zudem war sie in Bezug auf die Feldforschung sehr erfahren und konnte ihm da bestimmt viel mitgeben.

**Kehren wir zu Ihrer Laufbahn zurück: 1975 kommen Sie als Volontärin ans Museum, 1976 übernehmen Sie die Stelle von Frau Westphal-Hellbusch. Sie arbeiten in der Abteilung Westasien, später zum Vorderen Orient.**

Genau. An sich hieß die Abteilung West- und Mittelasien, später Islamischer Orient. Da wurde mir dann auch Nordafrika zugewiesen; zu dieser Region arbeitete Frau Tunis.

**Wie ließ sich Ihr Interesse am Theoretischen mit der alltäglichen Arbeit am Museum zusammenbringen?**

Eigentlich gar nicht – zumindest sah ich keine Möglichkeit, beides unter einen Hut zu bekommen. Das eine war eben ein Abschnitt, und nun folgte der nächste. Durch den Umfang meiner Abteilung hatte ich auch erstmals mit so viel Material zu tun, dass die Arbeit im Museum sehr viel Zeit in Anspruch nahm. Auch die entsprechende Literatur - von materiellen Fragen über Reiseberichte bis hin zu Handwerksbeschreibungen - habe ich bis heute nicht komplett gelesen, weil es einfach immens viel ist. Der von mir betreute regionale Schwerpunkt ist ja auch wirklich ein sehr spannendes Gebiet.

**Wie eigenständig konnten Sie Ihre Tätigkeit am Museum ausführen, etwa in Bezug auf Ausstellungen, die konzeptionelle Arbeit oder Kollaborationen mit anderen Institutionen?**

Zu meiner Zeit konnte man ganz eigenständig arbeiten. Heute ist das Museum ja ganz anders eingeteilt: Eine Abteilung ist für die Sammlungen zuständig, eine andere für die Vorbereitung der Ausstellungen. Die regionalen Zuständigkeiten blieben jedoch erhalten, so dass ich eigentlich das Gefühl habe, dass auch die bisherigen Abteilungen fortbestehen – vor allem dann, wenn die alten Kollegen dort noch tätig sind. Wir hatten damals eigentlich völlige Freiheit. Wenn man Ausstellungen plante, war es am wichtigsten, dass man die entsprechenden Gelder dafür bekam. Es ist ja immer mit einem gewissen finanziellen Aufwand verbunden, etwas auszustellen, zumal man gelegentlich auch Restauratoren von außen heranziehen muss. So arbeitete ich beispielsweise mit Frau Bruns, einer freiberuflichen Goldschmiedin, die auch schon unter Frau Westphal-Hellbusch Aufträge des Museums ausgeführt hatte. Sie half mir, bestimmte Schmuckstücke wieder auf Vordermann zu bringen. Auch erinnere ich mich an Textilrestauratorinnen, die ich für die erste Ausstellung beschäftigte. All das musste man eigentlich weitgehend allein entscheiden.

**Und auf welchen Wegen konnten Sie die Gelder beantragen?**

Zunächst musste man innerhalb des Museums ankündigen, dass man eine Ausstellung machen wolle. Das wurde dann auf der Museumsversammlung besprochen, bei der man auch schaute, wann wer welche Räume benötigte. Das war also eine Frage der Absprache. Das Museum hatte ein Budget für die Ausstellungen, zudem standen über die Stiftung



Preußischer Kulturbesitz ganz allgemein Gelder für Ausstellungen zur Verfügung, die der Direktor beantragen konnte. Man musste ihm in etwa darlegen, was man bei der jeweiligen Ausstellung vorhatte, ebenso verhielt es sich bei den Anschaffungen. Wenn man sein Ausstellungsvorhaben oder seinen Ankauf dann nicht komplett aus dem Museumsbudget finanzieren konnte, sondern die Sache etwas größer war, dann musste man das allgemein der Stiftung vorstellen und begründen, warum man dieses machen oder jenes erwerben will. Daraufhin wurde dann entschieden.

**Es muss ja ein recht angenehmes Arbeiten gewesen sein, eigenständig über die Inhalte entscheiden zu können.**

Ja, da haben Sie recht, das machte am meisten Spaß. Sie wissen ja sicherlich, dass wir in meiner ehemaligen Abteilung eine große Sammlung aus der Zeit um die Jahrhundertwende haben, von W. R. Rickmers. Er war mehrfach durch Westturkestan gereist und so entstand die so genannte Buchara-Sammlung. Zudem gab es bis 1914 vom Museum aus mehrere Forschungsreisen nach Ostturkestan, die vier sogenannten Turfanexpeditionen. Auch daraus resultierte eine zwar etwas kleinere, aber sehr gute Sammlung. Dieser beiden Sammlungen habe ich mich als erstes angenommen, ein wenig auch auf Anraten von Frau Westphal-Hellbusch, die ja die Metallgefäße der Buchara-Sammlung bearbeitet hatte. Sie meinte zu mir, ich solle die anderen Exponate durchsehen, vielleicht ließe sich damit eine Ausstellung machen. Nachdem sie in Ruhestand gegangen war, machte ich mich zunächst mit dem gesamten Bestand vertraut und war dann auch hellauf begeistert von der Buchara-Sammlung. Daraus entwickelte ich meine erste Ausstellung, die mir wirklich viel Freude bereitete. Rickmers hatte ja wirklich schöne Objekte mitgebracht, und obwohl er kein Ethnologe war, sondern Reisender, hatte er einen Blick für Unterschiede: Wenn er das Eine hatte, besorgte er das Andere noch dazu. Allerdings hat er seine Ankäufe nie beschrieben, so dass wir vom Museum aus die Inventarisierung vornahmen. Einige der Exponate, die ich für die Ausstellung auswählte, mussten zudem noch restauriert werden. Mein Lieblingsstück zum Beispiel war eine Seidenstickerei, die ich in einem Fach der Sammlung entdeckte. Frau Westphal-Hellbusch und ich setzten uns dafür ein, dass sie an eine Restauratorin ging, die sie in wahnsinnig aufwendiger Handarbeit erneuerte. Das dauerte doppelt so lange wie geplant, und obwohl die dafür bestimmten Gelder schon längst aufgebraucht waren, hat die Restauratorin weitergemacht, einfach aus Begeisterung.

**Anhand welcher Gesichtspunkte stellten Sie denn Ihre erste Ausstellung zusammen?**

Ich unterteilte die Ausstellung in verschiedene Bereiche: Keramik, Metallgefäße, Kleidung, Wandbehänge, Gegenstände aus Holz. Von letzterem war wenig vorhanden, aber bei der Kleidung gab es Sachen für Männer und Sachen für Frauen, ebenso wunderbare Zaumzeuge für Pferde. Die Ausstellungshalle hatte acht große Vitrinen, die in der Wand eingelassen waren. An die Decke in der Mitte des Raumes hängte ich die Suzanis, also die Stickereien. Sie waren an großen Platten befestigt und ich konnte durchsetzen, dass sie etwas schräg und sternförmig herab fielen. Außerdem wurden entlang der Wände diverse Holztüren mit Schnitzereien gezeigt; darüber hinaus gab es Pultvitrinen, für den Schmuck und diverse kleinere Objekte.

**Welche Art von Publikum erwarteten Sie denn damals, Mitte der siebziger Jahre??**

Nun, da kamen natürlich Museumsbesucher, also gutbürgerliche Leute, die auch nicht mehr die jüngsten waren. Das Publikum stellte ich mir ein bisschen so vor wie mich selbst, doch so konkret stellte ich mir diese Frage gar nicht. Später, bei den Führungen, waren vor allem Damen dabei, die sich auch handwerklich interessierten. Junge Leute gab es eher weniger. Oftmals habe ich aber, unabhängig von den Ausstellungen, einen Vortrag für die Studenten ausgearbeitet – etwa zu bestimmten regionalen Schwerpunkten, die ich am Museum vertrat. Ich brachte ihnen dann auch diverse Materialien mit, oder führte sie durch die Sammlung, sofern es nicht zu viele Teilnehmer waren. Nach einer Weile kannten wir uns schon recht gut und sie kamen verstärkt auf mich zu.

**Als Sie am Museum anfangen, gab es da schon spürbare ökonomische Zwänge?**

Damals wurde zumindest schon gezählt, wie viele Besucher kamen. Der Aufseher an der Tür machte das, er hatte so eine Vorrichtung, auf die er drückte, wenn eine Person hinein ging.

**Hatte die Besucherzahl denn Auswirkungen auf die Summe der nächsten Geldvergabe?**

Nein, das nicht. Aber natürlich war es erfreulich, den Kollegen erzählen zu können, dass so und so viele tausend Besucher die Ausstellung gesehen haben.

**Bis wann waren Sie am Berliner Museum für Völkerkunde tätig?**

Bis zum Jahr 2000. Gegen Ende hatte ich keine Ausstellungen mehr zu organisieren, meine letzte fand 1996 statt: »Erben der Seidenstrasse – Usbekistan«. Diese hatte ich aus Stuttgart übernommen, von daher war das mit den Geldern in dem Fall etwas anders geregelt. Wann die zunehmende Ökonomisierung des Museumsbetriebs einsetzte, kann ich schwer sagen.

**Regional deckten Sie ja einen Bereich ab, der zu Zeiten des Ostblocks zum Teil nicht zugänglich war. Boten sich dennoch Möglichkeiten, in die damaligen sowjetischen Republiken zu reisen?**

Ja, eine Gelegenheit habe ich sofort beim Schopf gepackt: 1976 wurde eine touristische Rundreise durch die mittelasiatischen Sowjetrepubliken angeboten, die insgesamt zwei Wochen dauerte. Damals beschäftigte ich mich gerade mit den Sammlungen aus dieser Region und war natürlich äußerst interessiert daran, mir einen - wenn auch nur kurzen - Eindruck von dem Gebiet zu verschaffen. Da es als Rundreise angelegt war, gab es auch keine Probleme mit den Visa für die einzelnen Republiken, alles war gut organisiert. Ich habe von dieser Reise sehr profitiert und es war sehr nützlich, einmal dort gewesen zu sein.

**Gab es in irgendeiner Form auch eine Zusammenarbeit mit sowjetischen Museen oder Institutionen?**

Selten. Frau Westphal-Hellbusch hatte einige Kontakte, ich glaube es ging dabei um die Metallgefäße. Ich nahm auf meine Reise dann auch unsere Kataloge mit; einmal gab ich ein Exemplar an die Dame eines Museum, mit der das Gespräch immer zwischen Deutsch und Russisch wechselte. Natürlich habe ich mir während der Rundreise möglichst die Museen angeschaut und immer wieder nach Kollegen aus meinem Bereich gefragt. Es gab von ihnen jedoch nicht allzu viele und sie arbeiteten unter sehr schlechten Bedingungen. Besagter Dame zeigte ich zum Beispiel Photos von Keramiken aus unserer Sammlung und bat sie, diese zu bestimmen, doch sie konnte mir nicht weiterhelfen. Als sie mir wiederum Photos ihrer Keramiken zeigte, konnte ich sehen, in welch jämmerlichem Zustand die Sammlungen vor Ort waren.

**Können Sie rückblickend sagen, welche Ihrer Ausstellungen Sie am meisten erfüllte?**

Das war sicherlich jene erste Ausstellung »Kunst im Handwerk – Buchara um 1900« (1978), über die wir gerade sprachen. Damals war alles ganz neu für mich, es waren zudem sehr schöne Objekte. Die Ausstellung war auch recht erfolgreich. Ich bekam eigentlich nur positives Feedback, was mich natürlich freute. Leider war der Zeitraum sehr eng bemessen, denn damals wurden im Museum für Völkerkunde vier Ausstellungen pro Jahr gezeigt, so dass jeder Abteilungsleiter drei Monate zur Verfügung hatte: Einen Monat für Auf- und Abbau, zwei Monate Ausstellungszeit. Es war schade, dass es so kurz war, denn wir hatten uns ja wirklich viel Mühe damit gegeben und eine große Menge Arbeit geleistet.

**Wenn Sie einem Laien erklären müssten, was Ihre Art der Ethnologie sei, was würden Sie sagen?**

Wie bereits erwähnt interessiert mich die Mischung aus Theorie und Praxis. Als Museumsfrau würde ich antworten, dass man die Kenntnisse, die man über sein Material hat, auch an das Publikum vermitteln können sollte – beispielsweise durch Führungen, Publikationen oder heutzutage auch mit Filmen.

**Hat denn die Ethnologie - auch nach dem Aufkommen der verschiedenen neuen Medien - noch eine besondere Aufgabe? Ist sie noch wichtig?**

Ich glaube schon. Zur Herstellung der Filme müssen die Reisenden - heute wie früher - zwar nicht unbedingt Ethnologen sein, um gute Sachen zu machen oder Erkenntnisse zu liefern, aber letztendlich steht oft doch so etwas wie die Ethnologie dahinter.

**Nehmen Sie auch nach Ihrem Ruhestand noch an Ausstellungen und Veranstaltungen des Ethnologischen Museums oder anderen Institutionen teil?**

Ja, ich gehe noch ins Museum. Mitwirken tue ich aber höchstens, wenn mich jemand etwas Bestimmtes fragt. Frau Schindlbeck kommt gelegentlich mit Anliegen auf mich zu, auch sonst habe ich einen netten Kontakt mit den Kollegen. Zudem bin ich seit langem Mitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Früher

saß ich dort im Vorstand, momentan bin ich im Beirat und gehe natürlich auch weiter zu den Vorträgen, Mitgliederversammlungen und Vorstandssitzungen.